

**GABRIELE RIEDLE**  
**ÜBERFLÜSSIGE**  
 **MENSCHEN**



**DIE ANDERE BIBLIOTHEK**

Begründet von Hans Magnus Enzensberger

---

*so entsteht in der Welt etwas,  
das allen in die Kindheit scheint und  
worin noch niemand war: Heimat.*

Ernst Bloch, Tübingen

# ERSTES BUCH

## DER ANFANG VOM LIED

1

### *Über Eisenbahnnetze und Haltestationen*

Auf de schwäbsche Eisabahna, dachte ich, gibt's gar viele Haltstaziona, Schtuagert zum Beispiel, Ulm on Biberach, Meckabeura und dann natürlich Durlesbach, rulla, rulla, rullalah, rulla, rulla, rullalah, Schtuagert, Ulm on Biberach, Meckabeura, Durlesbach, und auf einmal war dieses Liedchen wieder da, es war mir in den Kopf gekrochen an diesem späten Samstagabend Ende Juni, nachdem ich eine halbe Ewigkeit lang keinen einzigen Gedanken mehr an irgendwelche schwäbischen Volksweisen verschwendet hatte, und auch Stuttgart, Ulm und Biberach hatte ich praktisch vergessen.

Dann jedoch war vor nicht allzu langer Zeit, irgendwann Anfang Mai, dieser Anruf gekommen, aus Ulm, vom dortigen Theater, das ich ebenfalls vergessen hatte, und zwar bestimmt zu Recht, auch wenn ich natürlich froh war, daß mir mein alter Freund Michael Weber, den ich noch aus der Schulzeit kannte und der dort in Ulm neustens Intendant war, bei dieser Gelegenheit den Auftrag gegeben hatte, Tschechows *Drei Schwestern* neu zu übersetzen, worüber ich nun unaufhörlich nachdachte, denn ich mußte erst einmal das Ganze erfassen, bevor ich mich an die einzelnen Sätze machen konnte. Damit allerdings war ich schon ein wenig in Verzug.

Und dennoch bemühte ich mich aufrichtig weiterzukommen respektive endlich richtig anzufangen, wobei ich allerdings immer wieder dachte, daß es ja nicht ausgerechnet *dieses* Theater hätte sein müssen, für das ich meine Arbeitskraft jetzt einsetzte, und auch nicht ausgerechnet *dieser*, wie ich vermutete, höchstwahrscheinlich nicht besonders aufregende Regisseur, dessen Stimme ich nun gelegentlich wieder hörte, in nächtlichen Telefonanrufen aus der schwäbischen Provinz.

Im Übrigen hatte ich durchaus nichts gegen die schwäbische Provinz, genausowenig wie gegen den Weber, Michael, dessen Stimme nach so langer Zeit plötzlich wieder zu hören, ich allerdings zuerst kaum glauben konnte. Denn über dreißig Jahre war er vollkommen verschwunden gewesen, wie vom Erdboden verschluckt. Angeblich, das hatte ich einmal gehört, hatte er irgendein Glück in New York gemacht, aber vielleicht war er auch ganz woanders gewesen, auch diesbezüglich gab es immer wieder verschiedene Gerüchte,

aber Genaueres war nicht bekannt, und bisher hat er selbst nichts weiter erzählt, und daß er jedenfalls nun ausgerechnet in Ulm wieder auftauchen würde, das war durchaus nicht zu erwarten gewesen. Einmal abgesehen davon, daß ich seit Jahrzehnten an keiner einzigen Haltstation der Schwäbischen Eisenbahnen ausgestiegen war, hatte ich jedoch auch gegen Ulm nichts einzuwenden, genausowenig wie gegen Stuttgart, Biberach, Meckenbeuren oder gar gegen Durlesbach bei Bad Waldsee hundertzwanzig Kilometer südlich der Landeshauptstadt am Rande des Allgäus, wobei der Durlesbacher Bahnhof übrigens ohnehin längst stillgelegt ist, und gegen keinen dieser Orte gab es das geringste zu sagen. Außer natürlich, daß dort unsere Väter gelebt haben und auch unsere Mütter, und die sind nun tot seit Jahren, und wir, die Töchter und von mir aus auch die Söhne beziehungsweise einfach alle, die ich kannte, ausgenommen natürlich der Weber, Michael, sowie soundsoviele, die ich *nicht* kannte, und wir, wir hatten dort nichts mehr zu suchen. Vielmehr lebten wir nun unsererseits in den, je nach Perspektive, interessantesten respektive langweiligsten aller denkbaren Städte dieser Welt, Hauptsache, nicht da, wo wir aufgewachsen sind und wo einmal unsere Heimat war, und wir hatten es uns auch angewöhnt, im Zweifelsfall überall auszusteigen, nur nicht in der schwäbischen Provinz.

Wir hatten es indessen auch gar nicht nötig gehabt, dort auszusteigen, längst kannten wir andere, bessere Haltstationen, die Penn Station in New York zum Beispiel oder den Kursker Bahnhof in Moskau, und wir waren sogar vertraut mit der Endhaltestelle Petuschki in der russischen Provinz hundertzwanzig Kilometer

weiter Richtung Nord-Osten, wo anzukommen und auszusteigen allerdings schwierig bis unmöglich ist, das wußten wir aus der russischen Literatur. So wie wir aus der deutschen auch die Sehnsucht kannten und wußten, was wir litten, allein und abgetrennt, mit Blick zum Firmament, obwohl wir nicht nur von anderen, besseren Haltstationen Kenntnis hatten, sondern auch von anderen, besseren Liedern, nachdem unsere Väter nun tot waren und auch unsere Mütter. Denn wer will schon die Lieder der Vorfahren singen? Niemand. Und es will auch niemand in die Provinz reisen, jedenfalls nicht in die schwäbische, wengleich Ulm oder Stuttgart durchaus recht große und äußerst stolze Städte sind und selbst Biberach dank Biotechnologie beträchtlich prosperiert seit einigen Jahren.

Wir jedenfalls, wir sind dieser Provinz, die unsere Heimat war, bereits vor langer Zeit entkommen, denn Glück, Zukunft und das Zentrum der Welt liegen in der Metropole, das hat man uns so beigebracht, das haben wir so gelernt, sie liegen dort, wo die Bahnstrecken in die Ferne *beginnen*, und nicht dort, wo die Nebenstrecken *enden*. Seit Generationen, dachte ich, gibt es geradezu eine Pflicht, in die Metropolen zu streben, und auch *meine* derzeitige Haltstation, dachte ich, ist ausgesprochen metropolitan, weshalb die halbe Stadt voll ist mit Schwäbinnen respektive Schwaben. Die Fleißigsten von ihnen haben längst erfolgreich die Preise für Eigentumswohnungen verdorben, während die Jüngsten insgesamt weithin bekannt sind unter dem Begriff Schwäbische Landjugend, auch wenn sie für gewöhnlich keineswegs vom Lande, sondern aus dem standfesten Stuttgart oder aus dem feinsinnigen Ulm

kommen. Und diese Jungen leisten einmal jährlich Widerstand, und zwar stets pünktlich, exakt zum 1. Mai, sie leisten Widerstand, ebenfalls mit großem Fleiß, aber mit nicht ganz so großem Erfolg, gegen dieses, gegen jenes, vor allem aber gegen den zärtlichen Klang des schwäbischen Wortes Kabidalismus.

Ansonsten sind wir nun eben einfach hier, dachte ich, die meisten von uns sogar schon eine ganze Weile, um nicht zu sagen: viel zu lange. Wir sitzen bereit am Anfang der Fernstrecken, die bis nach Moskau führen und dann sogar weiter in ganz neue, bessere Provinzen, nach Petuschki oder in alle möglichen anderen Hinterländer jenseits von Meckenbeuern und erst recht von Durllesbach. Und eines Tages werden wir gewiß wieder losfahren, so wie wir vor langem schon einmal losgefahren waren, hierher in die Metropole oder womöglich sogar zur Penn Station in New York, wo wir zwar *ausgestiegen* und dennoch, das betonten wir immer wieder, keineswegs *angekommen* sind. Aber vielleicht, so dachte ich nun, an diesem späten Samstagabend Ende Juni, vielleicht bilden wir uns das ja alles nur ein.

Womöglich, dachte ich, sitzen wir einfach fest, und dies ist nicht der Anfang der Fernstrecken, sondern nur das äußerste Ende der Schwäbischen Eisenbahnlinien, die uns hierher gebracht haben und deren Netz viel größer und unentrinnbarer ist, als wir ahnen, auch wenn wir davon natürlich nichts wissen wollen, und wahrscheinlich, dachte ich, gibt's auf der Schwäbsche Eisabahn also noch viel mehr Haltstaziona, als uns lieb ist, und *diese hier* ist nur eine davon, und wahrscheinlich sollten wir wirklich endlich wieder weg von

hier, ja, dachte ich, was zumindest mich betrifft, so sollte ich sogar dringend bald wieder los, aber natürlich erst, wenn ich mit meiner Übersetzung fertig bin. Nach Moskau! Vielleicht, warum nicht?, irgendwohin, nirgendwohin oder meinetwegen doch noch einmal nach Stuttgart, Ulm und Biberach, dahin, wo einmal meine Heimat war. Oder ich sollte wenigstens nach Tübingen, wo, das wiederum wußten wir nicht aus der deutschen oder aus der russischen Literatur, sondern aus der zu unserer Jugend dort in Tübingen ortsansässigen Philosophie, einmal das Prinzip Hoffnung herrschte, und wo die Heimat für immer und ewig ein Ort gewesen sein wird, an dem *noch nie* jemand war.

Das dachte ich am Samstag, den 23. Juni, kurz vor Mitternacht, als mir die ersten Zeilen des Liedchens von den Schwäbischen Eisenbahnen in den Sinn kamen und unsere Väter tot waren seit Jahren und auch unsere Mütter, so daß wir niemanden mehr kannten, der sich ihrer zu erinnern vermochte, außer vielleicht der Webermichel, weil er zumindest meiner Mutter einmal die Hand geschüttelt hatte und vielleicht sogar auch meinem Vater, aber das wußte ich nicht einmal selbst mehr genau, und auch der Webermichel hatte das alles sicher längst vergessen.

Wenn mir dieses Liedchen nur endlich wieder aus dem Kopf ginge!

So kann ich doch nicht einschlafen!

Und womöglich wird mich auch der Webermichel gleich noch einmal anrufen und fragen, wie es geht und wie ich weiterkomme. Und was mache ich dann?



### *Über Vornamen und das Möbelhaus Bock*

Und die Väter?

Und die Mütter?

Unsere Väter, dachte ich, als ich gerade aufgewacht und Strahlen und Hitze und Sonntag und Morgen war, unsere Väter sind tot seit Jahren und auch unsere Mütter, egal ob sich der Webermichel ihrer nun erinnert oder nicht.

Unsere Väter sind tot seit Jahren und auch unsere Mütter, wir haben sie, sagte ich mir nun, weil ich diese Formulierung irgendwo gelesen und sie mich merk-

würdig berührt hatte, verraten, verlassen, vergiftet, erschossen, noch ehe sie uns verraten, verlassen, vergifteten, erschießen konnten. Jahre ist das her, dachte ich, und kaum, daß wir uns noch erinnern können, tausend Tode sind unsere Väter und Mütter unseretwegen gestorben und dann schließlich auch den einen.

So kam der Tag, dachte ich, lange bevor ich hätte aufstehen und mich an diesem Sonntag endlich an die Arbeit machen müssen, aber als meine Augen schon träneten wegen der unerträglichen Helligkeit, so kam der Tag, an dem sie mit wächsernen Gesichtern, wütend auf ewig und enttäuscht nunmehr tatsächlich für alle Zeiten, auf ihren Bahren lagen. Irgendeiner hat sie ausgezogen und irgendein anderer routiniert gewaschen, während wir kaum unsere Brillen zurechtgerückt und dann trotzdem nicht hingesehen haben, weil wir schon damals weit weg unter garstigen Sonnen und bösen Sternen saßen.

Schlechte Kinder, herzlose Töchter, dachte ich, der man mir aus einer Mischung aus beginnender Einfallslosigkeit und verlöschender Tradition halbherzig, ohne lange zu überlegen und fast ein wenig schuldbewußt noch einmal, ein letztes Mal, den Namen der Mutter, der Großmutter und der Urgroßmutter gegeben hatte.

Die anderen Mädchen hießen jetzt meistens Sabine oder Gabi und die Jungen Michael, so wie der Weber, oder im Zweifelsfall hießen sie Peter, so wie eine ganze Reihe anderer, die ich kannte, um nicht zu sagen: die Hälfte der Knaben in unserer Klasse, sie hießen Michael oder Peter, Sabine oder Gabi, ebenfalls einfach so, aber gemäß des herrschenden Geschmacks, und

so waren nun ganze Jahrgänge miteinander vereint in grundlosem geschmacklichen Gleichklang. Mich jedoch nannten sie Natalie, und Natalie hieß sonst niemand, und *mein* Gleichklang lag in einer historischen Verlegenheit.

Denn auch wenn es auf die Verbindung zur Urgroßmutter, zur Großmutter und zur Mutter nicht mehr ankam, nannten sie mich so wie diese, Natalie, die an Christi Geburtstag Geborene, obwohl ich am Tag der Himmelfahrt Mariä in der größten Hitze des Sommers und nicht an Weihnachten in winterlicher Kälte zur Welt gekommen war, Monate zu früh oder Monate zu spät, Natalie, die zur falschen Zeit Geborene. Und vielleicht waren es nicht nur Monate, sondern sogar Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, um die ich falsch lag mit meinem altertümlichen Namen und meiner nur schwer begründbaren Existenz, aber eigentlich, dachte ich, als nun ebenfalls alles wieder unter Hitze litt, eigentlich war das jetzt auch schon egal.

Die Abfolge der Zeiten war ohnehin nicht mehr von Belang, auch wenn es damals natürlich eine Jahreszahl gegeben hatte, 1958, das Jahr meiner Geburt, falls jemand es genau wissen will, und damit es etwas gibt, woran man sich halten kann, in all der historischen und klimatischen Unübersichtlichkeit. Und demnächst werde ich auch wieder Geburtstag haben, am 15. August, dem Tag der Himmelfahrt Mariä, und wer weiß, wohin mich *dieser* Tag dann wird fahren lassen, irgendwohin, nirgendwohin, und dem Webermichel wäre wahrscheinlich am liebsten, ich führe wirklich zu ihm nach Ulm und erschiene vor der Premiere wenigstens ein einziges Mal auf der Probe im Theater.

1958 also, in einem Jahr, das ansonsten ohne jede weitere Bedeutung blieb, da haben sie mir meinen Namen gegeben, auch wenn niemand wußte, daß er einmal aus dem Lateinischen gekommen war, und es wußte auch niemand, daß er ausnahmslos alle Mädchen, von denen er ja behauptet, sie seien an Christi Geburtstag Geborene, automatisch zu so etwas wie Zwillingsschwestern des Herrn macht, in guten und an schlechten, an kalten und an heißen Tagen und quer durch Zeit und Raum, so daß meine Urgroßmutter, die Großmutter, die Mutter und schließlich auch ich selbst nicht nur Zwillingsschwestern des Herrn, sondern, zusammengekommen, am Ende letztlich sogar Vierlinge in Christo waren. Und auch wir wurden damit zu nichts weniger als zu Verkörperungen des Neuanfangs und der Hoffnung oder wenigstens zu leibhaftigen Vergegenwärtigungen eines einzigen Frohlockens, obwohl auch davon natürlich niemand je auch nur das Geringste geahnt hatte.

Denn selbst wenn über meine Vorfahren fast nichts bekannt und der Stammbaum kurz ist, so ist gewiß, daß sie sich ausgekannt hatten mit dem, was sie anfaßten, mit Holz, Metall, mit Wolle, Stoff, Kartoffeln, Dreck und auch mit den Ekzemen der Kinder, nicht aber mit Latein, der katholischen Theologie, den Labyrinthverfeinerter Geistigkeit.

Vielmehr war der Name Natalie einfach da, und ohne weitere Gründe haftete er nun eben schon seit langem an sämtlichen erstgeborenen Töchtern und Frauen der näheren Verwandtschaft, das war alles, das genügte, niemand fragte, und selbst wie dieser Name, obwohl doch anscheinend nicht besonders volkstüm-

lich, einst der Familie hatte zufallen können, war längst in Vergessenheit geraten.

Und so nannten sie mich Natalie nicht um der Verbindung zu Christi Willen und nicht wegen des Wohlklangs und natürlich auch ohne französischen Flöten-ton auf dem singenden, fliegenden Iehhh. Vielmehr machten sie meinen Namen wie seit Generationen schwäbisch und schwer, auch für mich banden sie wieder Wackersteine an die zweite Silbe, Natalie im tiefsten Tale, die Mutter hatte dort gegessen, die Großmutter, die Urgroßmutter, und nun sollte auch mich dieses dunkle, dickbusige Urgroßmutter-Ah womöglich noch einmal bewahren. Vor Unruhe und vor Leichtfertigkeit, vielleicht, vielleicht auch nicht.

Denn gleichzeitig ahnten sie, daß irgend etwas anders geworden war.

Mit den Namen und den Müttern und den Töchtern und mit allem anderen auch.

Du kannst ja, sagten sie bereits, als ich noch nicht einmal zur Schule ging, für die erste und auch für alle weiteren deiner Töchter einen neuen Namen aus-suchen, einen schöneren, einen wohlklingenderen, einen moderneren, Sabine vielleicht oder Gabi. Und dann entschuldigten sie sich eines Tages sogar bei mir, Entschuldigung, sagten die Eltern an meinem acht-zehnten Geburtstag, einem schon morgens zähflü-sig gewordenen, überbelichteten Sonntag wie diesem, und die Mutter saß rechts auf dem Sofa und der Vater links, Entschuldigung, sagten sie, dieser Name, altbacken, unzeitgemäß, wir hatten doch alles anders machen wollen, zeitgemäß, modern, aber manchmal wußten wir es nicht besser.



Ich zuckte mit den Schultern. Der Name war nicht das Problem.

Wohl aber diese kaum erträgliche Sehnsucht nach Modernität. Das Gefühl einer unausweichlichen Notwendigkeit, Teil haben zu müssen an irgendeinem Fortschritt, der doch nicht der unserer Eltern war. Aber wessen eigentlich dann?

Das war die erste der Entschuldigungen. Von da an haben die Eltern sich noch öfters entschuldigt, ich wollte nicht wissen warum und wie sie auf einmal darauf gekommen waren, sie haben sich entschuldigt, mal weinerlich und selbstmitleidig, mal grimmig und voller Trotz, für dieses, für jenes und auch für ihre gesamte windschiefe Angestelltenexistenz, bei der es hinten und vorne nicht reichte, wo doch Wohlstand, Sozialdemokratie, zehnprozentige Lohnabschlüsse sowie jede Menge nagelneuer Autobahnbrücken inzwischen selbstverständlich geworden waren und das ganze Land immer noch weiter und weiter unaufhaltsam vorwärts strebte, Mundwinkel nach oben, raumgreifender Gang, Optimismus überall, fast wie in Amerika.

Die Eltern aber saßen mit verschränkten Armen auf dem Sofa am Wohnzimmertisch, die Mutter wieder rechts, der Vater wieder links, einmal, ein einziges Mal haben sie dort sogar den Webermichel begrüßt, auch wenn es ihnen ganz und gar nicht recht war, wenn ich jemanden mitbrachte. Aber meistens rührten sie sich kaum vom Fleck, und manchmal rangen sie nach Luft, den Tränen nahe, während die gespreizten Finger einer Hand das Gesicht überspannten wie Spinnenbein, und wir, die Töchter und von mir aus auch die Söh-

ne, standen, auf dem Sprung, gerade noch an der Tür des Wohnzimmers, in dem die Eltern eingeschlossen waren mit den sachlichen Inneneinrichtungen der Zukunft und den Polstern in den bunten Farben des Fortschritts.

In diesen Jahren, dachte ich, zeigte sich der Fortschritt in großen tomatenroten Mustern in unserer Wohnung, Polstermöbel, Gardinen, Tapeten, alles gekauft mit mühsam zusammengespartem Geld, und alles übersät mit Kreisen, Würfeln und Ellipsen, überall saftiges Tomatenrot in den verschiedensten helleren und dunkleren Schattierungen. Allerdings erschienen diese Muster den Familienmitgliedern schon bald in ihren Träumen, Nachtschattengewese und -geforme, das uns weniger erfreute, als daß es uns bedrängte, ohne daß wir uns hätten wehren können. Und als wir erwachten, da bedrängten die Muster uns noch immer, so daß wir, noch bevor der Tag begann, ahnten, wieviel heute wieder von uns verlangt werden würde, im Namen der Zukunft und im Dienste des Fortschritts, und daß es kein Entrinnen gab vor all der tomatenroten Zuversicht, auch wenn wir wußten, daß uns der Fortschritt bald wieder in ganz anderen Farben und Formen erscheinen würde, in frühlingshaftem Grün wahrscheinlich oder womöglich in leuchtendem Blau und in lauter riesigen Seifenblasen.

Deshalb würden die Eltern die Möbel und die Gardinen bald wieder wechseln müssen. Wegen der Seifenblasen sowie wegen des Wirtschaftswachstums und weil auch sie ihren Beitrag zur Steigerung des Brutto-sozialprodukts zu machen hatten. Obwohl sie dafür

heimlich anderswo sparten, bei der Zeitung, die abbestellt wurde, oder bei der Qualität der Wurst, und damit, daß nur noch Anschnitt und Enden gekauft wurden, wobei tatsächlich gar nicht einzusehen war, warum diese weggeworfen werden sollten, und egal ob Wurst oder Sofas, die Eltern konnten sich lange nicht daran gewöhnen, Dinge auf den Müll zu befördern, die noch zu gebrauchen waren.

So war die Mutter jedesmal kurz davor zu weinen, wenn wieder etwas Neues angeschafft werden mußte. Denn wer konnte so etwas schon wollen. Verzweifelt stand sie in der großen Lager- und Ausstellungshalle des Einrichtungshauses Bock im Industriegebiet am nördlichen Rand der Stadt, in den Taschen ein Bündel von Bargeld, das sie immer wieder mit der Hand ertastete und das sie lieber behalten hätte, falls die Zeiten doch einmal wieder schlechter werden würden, während sie sich in der unübersichtlichen Landschaft aus Pappkartons und noch halb verpackten Sofas zu orientieren versuchte. Denn der Vater war schon vor mindestens fünfzehn Minuten irgendwo in dieser Halle verschwunden, so daß die Mutter nun begonnen hatte, ihn zu suchen zwischen den Pappkartons und den Sofas, und wenn der Vater wieder aufgetaucht sein würde, dann würden sie eines von diesen Sofas kaufen müssen, auch wenn die Mutter den Kauf, noch bevor sie das Bündel von Scheinen aus der Tasche zöge, bereuen würde. Aber dann würde sie das Sofa doch bezahlen, weil im Einrichtungshaus Bock Platz für ein neues Exemplar aus der laufenden Produktion geschaffen werden mußte, und damit die Eltern sich, wenn sie nach Hause kämen, wieder setzen konnten, die Mutter

rechts, der Vater links, denn das, immerhin, war inzwischen so etwas wie Tradition. Eine der ganz wenigen, die sie selbst noch hatten begründen können. Mit ihren eigenen Körpern.

Mal abgesehen von der Tochter, der einzigen, die sie immerhin noch bekommen hatten, und der der Mutterkörper sogar eine Augenkrankheit mitgegeben hatte. Mal abgesehen also von mir.

Die ich nun da lag, an diesem grellen Sonntag in der Herrgottsfrühe, nachdem ich erwacht war lange vor der Zeit. Ich war erwacht zu frühester Stunde und hielt die Hände vor die Augen, während die Helligkeit mich schmerzte und ich nicht wußte, wie lange ich schon bewegungslos verharrte mit bleischweren Gliedern, denn es steht die Zeit still in den Betten und auf den Bahren, und wenigstens dort, in den Betten und auf den Bahren, gibt es keinen Fortschritt.

Einmal hat meine Mutter noch angerufen.

Mein liebes Kind. Kannst du mich nicht besuchen, hat sie gefragt.

Es war ein Ferngespräch. Teuer. Kurz. 1978 muß das gewesen sein. Ansonsten ebenfalls ein unbedeutendes Jahr. Und dann, dachte ich an diesem frühen Morgen, hat sie keine Antwort bekommen. Weil wir unter den garstigen Sonnen saßen und unter bösen Sternen.

Wir sind nicht mehr hingegangen zu unseren Vätern und zu unseren Müttern, auch wenn sie uns noch

einmal gerufen haben, und hingesehen haben wir auch nicht, selbst wenn wir noch hätten sehen können.

Meinerseits werde ich nun auch diese Augenkrankheit nicht mehr weitergeben, denn wir, wir sind keine Mütter geworden, und so gibt es auch keine bösen Töchter, niemand geboren, nicht an Weihnachten, nicht an Ostern, nicht im Sommer, nicht im Winter. Und so, dachte ich, sind wir nun allein in unseren Zwei- oder Dreizimmerwohnungen in den, großartigsten Städten, wobei ich zwar nicht an New York, London oder womöglich gar an Moskau oder St. Petersburg dachte, sondern, natürlich, an Berlin mit sämtlichen Außenbezirken, wo ich seit langem lebte, aber selbstverständlich sind auch Hannover, Düsseldorf, Köln, Frankfurt und sogar Stuttgart!, Ulm! und das biotechnologische Biberach! großartige Städte, auch wenn ich dort noch nicht einmal alleine sein wollte, und im Übrigen hätte ich natürlich wiederum gar nicht zu sagen gewußt, wer das eigentlich sein sollte: wir.

Und während nun selbst in unseren Schlafzimmern Verschwendung herrschte, Helligkeit und Wärme über alle Maßen, hörte ich durch die geöffneten Fenster ein Fauchen und Gurgeln, das immer lauter wurde. Es war das Geräusch von Tankwagen, die langsam näher kamen. Noch vor sechs Uhr in der Frühe, als es längst hell, aber noch kein Mensch unterwegs war, sind sie losgefahren, und jetzt fegten und bürsteten und spritzten und spülten sie, im Auftrag der Allgemeinheit und auf Rechnung eines privaten Unternehmens, den Tod aus den Straßen der Stadt. Und was dann noch übrig war an öffentlichem Ungemach, das konnten wir mel-

den, das konnten wir besprechen, sogar in englischer Sprache, und zwar am Bürgertelefon, das anzurufen uns Aufkleber auf sämtlichen Fahrzeugen der Polizei freundlichst einluden.

### 3

#### *Über Mäntel und über den Sozialstaat*

Also noch einmal. Wir? Wer das sein soll? Keine Ahnung. Wir, dachte ich, wir ist ein anderer.

Wir ist ein anderer, und dennoch, dachte ich, sind wir viele, und wer nicht gemeint sein *will*, ist auch nicht gemeint, da lassen wir uns, dachte ich, durchaus nicht lumpen, und wer nicht will, der hat eben schon gehabt, schließlich sind wir ja nicht das Volk, und mit dem Volk haben wir auch nichts zu tun.

Ansonsten haben wir, dachte ich, uns als Kollektiv vor nicht allzu langer Zeit selbst abgeschafft, *wir* sagt kein Mensch mehr, geschweige denn, daß irgend je-

mand an so etwas wie ein Wir dächte. Und nachdem wir im Osten die Landwirtschaft und im Westen das Denken entkollektivierte sowie in allen Himmelsrichtungen das Leben stramm durchindividualisiert haben, verwenden wir dieses Wir eigentlich nur noch, sofern wir freischaffende Zeitgeistdiagnostikerinnen und -diagnostiker sind, aber wer will so etwas schon sein. Wir doch nicht.

Allerhöchstens gibt es, dachte ich, noch diese gravitätischen Fragen in nachdenklichen Nachtsendungen, wenn etwa ein vorbildlich individualistischer Moderator im dunkelgrauen Hemd wissen will, ob wir vielleicht doch alle nichts als eigennützige Tiere sind, die ihren Egoismus unter dem Mantel des Sozialstaates verbergen, der ja wiederum ein Auslaufmodell sei.

Dabei würde, wie die Berlinerinnen sagen würde, ich persönlich es mal so sagen: nämlich daß ich persönlich, also die mustergültig vereinzelte Zuschauerin daheim am Bildschirm, mich hin und wieder ganz gern in der tierischsten Art und Weise unter einem kollektiven Schafs- oder sonstigen Pelzmantel wälzen würde, wenn die Wölfe vom Sozialstaat, sobald sie nachts im Fernsehen Auslauf haben, nur nicht immer diese lächerlichen grauen Hemdenmodelle tragen.

Aber das war natürlich ein anderes Thema und hatte nichts mehr mit diesem wunderbaren *Wir* zu tun, das mich so großzügig mit Pathos versorgte, ja geradezu mit ein wenig kirchenchorartigem Dröhnen, während ich allein war, genau wie zum Beispiel meine Nachbarin, die Frau Christ, von der ich nur den Nachnamen kannte und die ein kleines Hündchen besaß. Sie war allein wie ich und wie soundso viele andere auch, allein

und gefangen in luxuriösester Einzelhaft, festgesetzt in gemieteter respektive gekaufter und steuerlich geförderter Privatheit, mit Kuchen, Musik und Wohlstandsdecken aus Daunen – zur Strafe, womöglich. Aber wofür?

Dabei, dachte ich, wurden wir immerhin großzügig entschädigt, denn es blieben uns unsere Kaufkraft und unsere Katze oder eventuell, wie im Falle meiner Nachbarin, auch dieses Hündchen, dessen hastiges Trippeln ich gelegentlich auf der Treppe hörte, und draußen vor der Tür stieg fast stündlich die Lebenserwartung, und wir wußten wirklich nicht mehr, wie wir all diesen furchtbaren Erwartungen, die das Leben an uns richtete, noch gerecht werden sollten.



### *Über Vogelgezwitscher, Kuba und die Seychellen*

Es muß nun aber, dachte ich, schleunigst wieder von der Hoffnung geredet werden, ein anderer Ton soll angestimmt, ein neues Lied gesungen werden, von mir aus auch von Seifenblasen und von frühlingshaftem Grün, und ganz bestimmt noch einmal vom Fortfahren, nach Moskau, warum nicht?, nach Moskau!, nur schnell, und natürlich vom Gezwitscher von Vögeln, das auch ich schon gehört habe, nicht nur einmal, sondern immer wieder, sogar das gesamte Frühjahr über, Vogelgezwitscher, wie wunderbar, und das mitten in Berlin und sicher auch in Moskau oder beispielsweise auch in Kuba oder gar auf den Seychellen.

Ein ohrenbetäubendes Tschilpen und Piepsen und Flöten war das, morgens um vier und abends um acht, immer pünktlich und immer zum gleichen hoffnungsfrohen Thema. Wo sind sie übrigens inzwischen geblieben, die sonst so disziplinierten Vögel, doch nicht etwa alle vom Himmel gefallen wegen der übergroßen Hitze, was ich nun wirklich *nicht* hoffen will. Aber egal, auch das kann vorkommen, und für alle Fälle möchte ich betonen, daß alles in jeder Hinsicht jeden Tag besser wird, denn wenn es nicht so wäre, wie sollten wir sonst leben.

Wenn man nur immer wüßte, dachte ich, was genau in diesem Moment schon wieder besser wird, für jeden Einzelnen von uns und für das Große Ganze, oder zumindest, was es war, das *gestern* besser geworden ist, vorgestern oder vor hundert Jahren, oder sagen wir doch einfach am 27. November 1973, warum nicht, nur, um einmal willkürlich ein Datum zu nennen. Und dann sehe ich nach bei Wikipedia im Internet und erfahre, daß an diesem Tag der US-Senat Gerald Ford als Vizepräsidenten bestätigt hat, na bitte, das war doch toll, leider ist Ford inzwischen ebenfalls tot und so gut wie vergessen, aber auch da kann man nichts machen. Ich hingegen war damals im November 1973 erst fünfzehn Jahre alt und jetzt bin ich schon über fünfzig und das ist noch viel toller als alles, was bisher gesagt wurde. Inwiefern? In jeder Hinsicht, und ich wette, auch heute ist wieder ein guter Tag, für wen?, für alle, die es angeht, und für alle, die es nötig haben, to whom it may concern, cost what it may.

So wird sogar durch die derzeit herrschende Hitze alles viel, viel besser. Etwa für eine ganze Reihe von

denjenigen, deren Herz verletzt ist und müde, so müde, daß es nicht mehr schlagen mag. Denn bereits im Verlauf des Vormittags werden sie nach langer Wartezeit ein Spenderherz erhalten, weil dieser schwüle Mittwochmorgen wie geschaffen ist für Motorradunfälle, und das ist gut für jeden Einzelnen derer, die nun gerettet werden zur rechten Zeit.

Dabei wird dieser Mittwoch sicher nicht nur ein guter Tag für so viele Einzelne, sondern auch für das Große Ganze, mit Hitze oder ohne, zum Beispiel für die Demokratie in Deutschland, nur schade, daß wir von Ersterem nie und von Letzterem erst am Abend erfahren werden, aber so bleibt uns noch der ganze lange Tag zum Hoffen.

Und nachdem wir den ganzen Tag gehofft haben, wird in den Hauptnachrichten auf jeden Fall wieder jemand vor eine Kamera treten, für die letzten vierundzwanzig Stunden Kassensturz machen und dann das amtliche Endergebnis verkünden: Dies ist ein guter Tag für die Demokratie in Deutschland, so lautet die Zauberformel, die wir zwar schon unzählige Male gehört haben, und inzwischen hören wir sie sogar fast jeden Abend, dennoch betört sie uns noch immer stets aufs Neue.

Was, dachte ich, wird es also sein, was diesen Tag wieder zu einem guten macht? Ach, da dürfen wir uns getrost überraschen lassen. Es gibt der Möglichkeiten ja so viele. Wie wäre es zum Beispiel mit einer Lichterkette gegen das Böse. Oder zur Abwechslung einmal wieder mit einem Fackelzug. Oder eventuell sogar mit beidem gleichzeitig, zu unserer Verwirrung ebenso wie zu unserem Genuß.